

Frigga Haug

Zwei Beiträge zur Kritik der >digitalen Hörigkeit<

Facebookverhalten

Als meine Tochter 7 oder 8 Jahre alt war, kam sie eines Tages ziemlich stolz aus der sonst ungeliebten Schule und zog, noch bevor sie den Mantel abwarf, aus dem Ranzen ein Blatt Papier, dem man die Mühe des sorgfältigen Schreibens mit stumpfem Bleistift deutlich ansah, und forderte mich in einer Mischung aus Trotz und Genugtuung zum sofortigen Lesen auf. Es war eine Huldigung, an mich gerichtet, die sich angeblich im Haus Tag und Nacht für ihre Familie abarbeitete, auf den Knien den Boden schrubbe, Kleider flicke und Söckchen stopfe. Ich traute meinen Augen nicht. Es war, dick aufgetragen, so ziemlich das Gegenteil von mir und meinen Tätigkeiten: zuhause des Schreibens und Lesens, der Lehre in den Seminaren an der Universität, des Reisens und Haltens von Vorträgen. Verblüfft, ja befremdet angesichts einer Verlogenheit, von der ich nicht wusste, woher sie kam, wo sie solches gelernt hatte, ging ich in unpädagogischen Angriff über. »Hast du sie noch alle? Hast du mich je auf den Knien putzen gesehen? Sieh doch auf meine Hände. Wo ist eigentlich meine Schreibmaschine?«

Sie reagierte mit einem Gegenangriff: Das sei genau so richtig, wie sie es geschrieben habe, und wörtlich: »Was glaubst du, was ich in Deutschverhalten bekäme, wenn ich schriebe, dass du dauernd an Büchern arbeitest?« – Jetzt war ich erst recht baff, und das voller Bewunderung: *Deutschverhalten* – das eben jetzt gefundene Wort – war ein wunderbarer Formbegriff, der viel von dem aufnahm, worüber ich in Sachen Frauenbefreiung schrieb und ein Stück des Wegs in die freiwillige Unterwerfung als formierende Kraft erfasste. Ich bilde jetzt das entsprechende Wort für die Frage, wie eigentlich die maschinell gesteuerte, dann pseudo-selbsttätige Kommunikationsweise von Facebook die Menschen formt. Dies nicht nur in der Weise zu kommunizieren, sondern von dort her auch ihre Vorstellungen von perspektivischer menschlicher Kommunikation, vom Zueinander, von der Unterscheidung von Wichtigem und Unwichtigem, wie Facebook ihren Zeitverbrauch bestimmt, ihre Wortwahl reduziert, die Entfaltung von menschlichem Vermögen und persönlichen Anlagen kanalisiert. Ohne Zweifel zwingt sie hier – anders als in der Schule – niemand. Facebook herrscht ganz ohne Zwang. Es kostet nichts. Aus freien Stücken formen sich Menschen zu Wesen, die viel Zeit damit verbringen, äußerste Banalitäten auszutauschen. Das steht schon in der werbenden Einführung in Facebook, man möge etwa schreiben: *Ich habe heute mit Herrn Mustermann Mittag gegessen.* Facebookmitmacher verbrauchen so ihre Zeit und halten es für angemessen, dass solcher beliebiger Austausch von Worten oder Seufzern wie Ah, und Uh, und schluchz, jetzt noch einmal erleichtert durch *Emojis* (Bildsymbole, die diese Befindlichkeiten ausdrücken sollen), es wert ist, durch den Äther geschickt zu werden, dort möglichst viele Menschen zu erreichen. Immer größer wird die Anzahl

der Freunde, die diese Listen lesen können und ähnlich schreiben, falls man das Schreiben nennen will. Und so führt man ein wildbewegtes Leben voller Mitmenschen, mit denen man in stetigem Kontakt ist, die man überhaupt nicht zu kennen braucht, die lediglich in der gleichen Sprache antworten oder nicht, niemanden persönlich kennen, sondern die einfach Worte von sich geben als Ausweis eigenen Witzes und Beweis von Schlagfertigkeit, indem Worte zurückgeschleudert werden wie Pingpongbälle. Viele Nennungen sind sogar vorgegeben, sodass man sich die Mühe eigenen Wortes gar nicht zu machen braucht und einfach ein *like* antippt. Dies wird simultan maschinell gezählt – wunderbar, wie viele *likes* ich heute bekam, ich bin mir der Liebe und Anerkennung aller gewiss.

Ich hätte den Beitrag auch *Der Mensch als ewiger Tischtennisspieler* nennen können. Das hätte vielleicht einen Teil der Faszination, sich in dieser Weise zu entäußern, gefasst, nicht aber die Reduktion auf die Körperlosigkeit dieser Wortausstöße, die ja nicht mal eine Antwort brauchen, um zum täglichen selbstverordneten Pflichtgenuss zu werden, Ausweis, dass der Mensch ein soziales Wesen ist.

Christoph Türcke analysiert in seinem Buch zur *Digitalen Gefolgschaft* (vgl. den zweiten Beitrag) u.a. Facebook in seinem sprachlichen Ausdruck, Meldungen im Telegrammstil, als »unstet und flüchtig, immer auf dem Sprung und dabei zurückverwiesen auf verkürzte Mitteilungs- und vergröberte Verhaltensweisen, in denen unverschens Züge aus der Frühzeit menschlicher Kollektivbildung wiederkehren, als Hominidenhorden sich zu menschlichen Stämmen und Clans allererst zu formieren begannen und komplexere Gesellschaften noch gar nicht existierten« (13f). Er prophezeit, dass die Präsenz bei Facebook, Twitter usw. einerseits zwingend werde, wolle man den Anschluss nicht verlieren, andererseits eine Dauereinladung darstelle, sich zu allem, was erregt, direkt und ungehemmt zu äußern, ohne Verantwortung an einem Dauerbewertungszusammenhang mitzuwirken, einem »Bewertungsdschungel«, der zur »Strukturierungsmacht der gesamten sozialen Realität« werde (125). Mit der Geburt der *likes* und *not likes* (gefällt, gefällt nicht) ins Öffentliche gepostet, sei jeder ohne jeden Qualifikationsnachweis Mitglied einer öffentlichen Jury, treffe Entscheidungen ohne Rechenschaft (122). »Ich bin Mitglied der großen Jury [...]: dieser narzisstische Kitzel, der Facebook so sagenhaft erfolgreich gemacht hat, wurde im Nu zum Prinzip eines neuen Alltagsverhaltens« (123), welches alle Öffentlichkeit dem Erdboden des Alltags gleichmache, sodass sie als Beute persönlicher Stimmungen zur Furie werden könnte, die *shitstorms* entfessele. »Reizworte und -bilder mobilisieren einen archaischen Mechanismus. Sie geben gärenden Gefühlslagen eine gemeinschaftsstiftende Verkörperung« (124). Im Shitstorm wird ein kollektives Abfuhrobjekt zum Opfer und gibt damit Orientierung für den Schwarm der erregten Gemüter, ein Prozess, der etwa bei Facebook in hochtechnologisch deregulierter Form sichtbar wird. Wir können in Betracht ziehen, dass auf diese Weise auch der doch überraschende Niedergang der Sozialdemokratie und zunächst ihrer Vorsitzenden Andrea Nahles zumindest befördert worden ist, der in den Medien, allen voran die FAZ, verfolgt werden konnte. Sie beschworen dies wie einen Naturvorgang, wie eine klimatische Veränderung, und betrieben die Demontage unaufhörlich weiter (vgl. etwa den FAZ-Leitartikel zur Wahl der neuen Vorsitzenden, 2.12.2019).

Türcke resümiert: »Je mehr jemand sein Sozialleben über Facebook führt, desto mehr umgibt er sich mit Meinungen, Einstellungen, Geschmäckern, Informationen, die er mag, desto weniger nimmt er andere noch wahr, desto eher schließt er sich in eine *narzisstische Blase* ein.« (36f) Dabei sind Facebook und auch Google Plattformen, die nichts tun, als Daten zu vermitteln, dank der Leistung einiger Informatiker geschaffene Inseln der Formalisierung in einem informellen Meer, das sich zudem mit jeder Datenspeicherung, die sie vornehmen, weiter vergrößert. Sie greifen ins Internet ein, aber weder sind sie es, noch haben sie es im Griff, es ist nur ein »Informationsraum« (vgl. dazu Boes/Kämpf in diesem Heft).

Soweit sind die Darstellung und Analyse des Facebookverhaltens als einer Rückkehr zu einer niedrigeren Stufe der Menschheitsentwicklung – ohne Kunst und Wissenschaft, ohne die Reife zunehmenden Alters, ohne die vermittelnden Lehr- und Lerninstanzen – nachvollziehbar und schlüssig. Dies ist zugleich ein vernichtendes Urteil über menschliches Verhalten im dritten Jahrtausend. Facebook, das ist die neue digitale demokratische Gesellschaft, alle können gleichzeitig in Echtzeit alles erfahren und miteinander kommunizieren, ja sich zusammenfinden – dies ist gewiss eine große Möglichkeit. In Wirklichkeit könnte es sich aber um die noch fehlende Plattform zur Aufheizung zu allem und jedem handeln, wogegen Demokratie von unten ja nur geht, wenn die Aufklärung bereits gegriffen hat, wenn alle denkende und verantwortlich urteilende Personen und weder durch Werbung und Konsum, noch durch Fickvideos und soziale Medien ins Nirgendwo geschickt sind – kurz, wenn sie Kinder einer Aufklärung wären, die es in der Form, wie sie jetzt nötig wird, nur marginal gibt.

Aber es bleibt die Frage, ob der so entschlüsselte Zusammenhang als Möglichkeit, in äußerster Banalität sein Leben zu verbringen, im Einklang mit der Entwicklung von Hightech im Kapitalismus ist, wirklich zwingend und geradezu unausweichlich Wirklichkeit – nicht nur Möglichkeit. Es fehlt an Studien, die das Verhalten als Facebookfreunde in seiner Massenhaftigkeit untersuchen und pädagogische Konzepte einer Gegenwehr entwickeln. Im Kabarett aber gibt es etwas dieser Art, und zwar in einfacher Verkehrung meiner Frage. Michael Buchingers Youtube-Video *Facebook Verhalten* (71835 Aufrufe bis 4. August 2020) fingiert, dass das Leben als Facebook Verhalten schon das wirkliche alltägliche Leben sei. Wie Jaroslav Hašeks »umwerfendes Einverständnis des braven Soldaten Schwejk« (W.F. Haug, *Bestimmte Negation*, 1973) kann das als aufklärende Kritik der Auslöschung der Suche nach sinnvollem Leben gelesen werden. Aber die Beantwortung meiner Frage nach der Ansteckungsgefahr dieses Verhaltens und möglichen Auswegen bleibt und ist so schwierig wie die nach Auswegen aus Suchtverhalten. In Ermangelung empirischer Kunde entschließe ich mich zum Selbstversuch, in vollem Bewusstsein natürlich, dass ein einziges Beispiel keine relevante Aussage erlaubt. Dennoch.

Selbstversuch

Ich werde Mitglied bei Facebook. Ich hatte vielfach gehört, wie wichtig es sei, auf der Höhe der Zeit in oder bei Facebook zu sein, wie man Mitglied in einem zeitgemäßen Verein wird. Es ist kostenlos, das ist zunächst seine Hauptfaszination. Man

gewinnt Freunde, das ist der zweite Reiz, obwohl ich selbst mehr daran interessiert bin, das Verhalten der Vielen in diesem Verein zu studieren, als Freunde angedient zu bekommen, von denen ich mehr habe, als ich in meiner verfügbaren Zeit human leben kann. Trotz der Drohung, dass weitere Freunde vielzählig auf mich warten, begebe ich mich hinein. Ich sammle also zunächst Freunde. Das ist ganz einfach, denn der Mechanismus wirkt wie eine Schleuder mit Bumerangqualität in die Massen. Man fragt ein paar Adressen, ob sie Freunde sein wollen, und diese werden mit ziemlicher Sicherheit sogleich eingemeindet und gesellen sich dazu. Im selben Zug können alle ihre Freunde auch meine Freunde werden – und umgekehrt. Der Zuwachs beginnt relativ langsam, aber schon nach wenigen Wochen habe ich über 1000 Facebook-freunde. Das ging so schnell, und es waren so viele, dass der Albtraum, 1000 Freunde auf einmal zu gewinnen, sich nicht wirklich zum lebendigen Schrecken entwickelte, sondern stattdessen das Wort *Freund* schnell verblasste zur Bedeutungslosigkeit. Zugleich fühlte ich mich selbst entrückt ins Unwesentliche.

Christoph Türcke berichtet über die Geschichte der Entstehung von Facebook. Ein eher schüchterner Student stellte die Fotos von Studentinnen ins Netz mit der Aufgabe, sie nach Gefallen zu bewerten. Die überwältigende Beteiligung bewies, er hatte damit eine gigantische Marktlücke entdeckt. Als Erklärung bietet Türcke: Über andere ein Urteil abgeben zu dürfen, das breit wahrgenommen wird, ohne begründet werden zu müssen, macht den Urteilenden für einen Augenblick zum unangefochtenen Mitglied einer netzöffentlichen Schönheitsjury; dies habe das Selbstgefühl, zumal das männliche, in so unerwarteter Weise gehoben, dass »Zuckerberg zu seiner Pflege alsbald jene Selbstdarstellungsplattform einrichtete, die unter dem Namen Facebook im Handstreich Weltrang gewann« (36). Man könne sich kostenlos präsentieren, Breitenwirkung bekunden, erzählen, was man treibt, gemeinsame Vorlieben kundtun, Freundeskreise ausstatten mit Nachrichten – das verbindende Element ist der *Like Button*.

Everybody

Wenn massenhafte Verhaltensänderungen und deren Propagierung alltäglich werden, übernimmt die Literatur die Aufklärung als Karikatur. So leistet ein Roman von Marc Uwe Kling (*Quality Land*, 3. Aufl. 2017) diese Aufgabe ohne nennenswerte Überzeichnung. Es bereitet keinen großen Genuss, den Roman zu lesen, wenn man nicht das Wiedererkennen von Facebook als Vergnügen lebt. Da liest man z.B.: »Das weltgrößte soziale Netzwerk Everybody – ich, du und everybody – hat damit begonnen, automatisch Everybody-Profile für alle Menschen zu erstellen, die es bisher versäumt haben, ein eigenes Everybody-Profil anzulegen. ›Unser Name ist ja eine Ansage‹, erklärte der Everybody-Gründer Erik Dentist dazu. ›Wir heißen schließlich nicht Almost Everybody.‹ Um dem Slogan *Everybody is on Everybody* gerecht zu werden, durchleuchten die Bots des Konzerns das ganze Netz konstant, nach Informationen über bislang nicht registrierte Menschen, jede Information, die die Crawler finden, wird in das automatisch generierte Profil integriert. Wenn einer der Unregistrierten zum Beispiel einen Café Latte bei Starbucks per TouchKiss

bekannt, postet das System autonom und augenblicklich ein passendes Status-Update auf dessen Profil: trinke gerade bei *Starbucks* einen Kaffee. Superlecker. *Starbucks* ist wirklich meine Lieblingskaffeehauskette. Ihr solltet alle auch mal zu *Starbucks* gehen. Durch Gesichtserkennung und ein eigenes Drohnennetz ist es *Everybody* sogar möglich, neue Fotos vormals unregistrierter Menschen zu posten.« (180)

Freundin

Ich gehe natürlich die ganze Zeit meiner neuen Facebook-Existenz meinen üblichen Praxen nach, halte also Vorträge in Veranstaltungen mit mehr oder weniger Leuten, öffentlich, auf dem Wege, die Menschen für sich selbst und ihre Befreiung zu gewinnen, politische Handlungsfähigkeit zu erweitern. Da geschah es eines Tages, ganz hoch im Norden in einer nicht sehr großen Versammlung, dass eine junge Frau sich gleich neben mich setzte und mich so zärtlich ansah, dass es allgemein auffiel. Daher fragte ich sie ein wenig irritiert öffentlich, ob sie und ich, ob wir uns kannten. Sie errötete und antwortete: *Wir sind Freundinnen*, und ergänzte in mein ungläubiges und schon schuldbewusstes Staunen: *Facebookfreunde*. In diesem Augenblick schämte ich mich, dass ich mich darauf eingelassen hatte, das Wort Freundin und darin den gemeinten Inhalt einer liebenden Solidarität ins Lächerliche entwertet zu haben, also mitmachte, und beschloss, sofort nach meiner Heimkehr wenigstens mit dem Mitmachen aufzuhören und Facebook zu kündigen.

Politik

Aber wieder angelangt am einsamen Schreibtischarbeitsplatz kam ich nicht umhin, die inzwischen zu Hunderten wieder aufgehäuften Facebook-Nachrichten wenigstens zu überfliegen. Ich hatte längst aufgehört, dieselben freudig wahrzunehmen, sondern mir angewöhnt, sofort die vielen zu löschen, die neu mir Freundschaft antrugen, aber die anderen, die irgendeinen inhaltlichen Kommentar abgaben, das waren verschwindend wenige, zu lesen, um weiter herauszufinden, ob sich dieses soziale Medium Facebook nicht besser nutzen ließe.

Die übermittelten Sprachsätze haben, wie das Worten zu eigen ist, dann doch eine Absicht, eine Botschaft, die auch politisch wirksam sein kann, die das Stimmungsbarometer auf und nieder schwingen lässt, die also sogar Macht verleiht; es ist ja nur ein Spiel, für das so große Worte wie Verantwortung oder Ethik oder Gewissen zu verwenden viel zu hoch gegriffen scheint. »Schon der Flügelschlag eines Schmetterlings in Brasilien kann in Texas einen Orkan auslösen«, lernten wir von dem Meteorologen Edward Lorenz. Das Leichteste kann sich als der Anfang des Schreckens herausstellen. Nehmen wir einmal an, die vielen lustigen Sätze, die man so über den Tag von sich absondern kann – falls der Sinn für Humor ausreicht, sie lustig zu finden –, beträfen das politische Leben, also uns alle.

Flach und banal wie die SPD

Man ist es nicht gewesen, wer warf den ersten Stein? Wie entsteht eigentlich eine politische Meinung, wenn man gar nicht argumentiert? Man spart sich die Mühen des Denkens und man kann dennoch – nicht etwa überzeugen, aber man kann auf diese Weise eine Stimmung mitsteuern, es kostet nicht viel und schon gehört man zu den Mitmachern, denen also, die Macht besitzen, eine Meinung zu verstärken oder gar eine Verurteilung in einer relevanten Masse zu bewirken und dafür nichts anderes getan zu haben, als einfach weiterzuspielen. Eines Tages entdecke ich als Absenderin einer Vielzahl von Facebook-Botschaften pro Tag den Namen einer Mitarbeiterin. Da ihre Botschaft also nicht ganz anonym ist für mich, sehe ich leicht interessiert an, was sie umtreibt. Mit wachsendem Erstaunen lese ich in jeder Nachricht, dass sie die SPD langweilig findet, überflüssig, ein Hindernis, eine Partei, deren Vorsitzende endlich abgesetzt gehöre – jeweils kurze einprägsame Sätze, deren politischer Sinn für mich, arbeitend in einer marxistischen Theoriezeitschrift, nicht wirklich nachvollziehbar ist, aber bei einer Mitstreiterin doch sein müsste. Da antwortet plötzlich einer, den ich auch kenne, aus einem fernen Land eben dazu und rät, sie möge doch ein gutes Haar an dieser so alten Partei, die mal die von Marx und Engels war, lassen. Sie erwidert mailwendend, also sogleich: »Eine postdemokratische Kommunikationslinke, die ideenlos nur Hashtags produziert, braucht es nicht zum Europawahlkampf.« Er fragt etwas hilflos, ob diese Partei nicht auch Brauchbares vorschlage. Wieder antwortet sie sofort: »Aber den ganzen Tag in allen Zeitungen das gleiche!?!« Da dies ohne eine Spur von Selbsteinsicht erfolgt, dass auch sie, und dies ohne Notwendigkeit, immer in der Öffentlichkeit aufzutreten, immer das Gleiche schreibt, werde ich zornig genug, mich jetzt auch einzumischen, und schreibe eine, zugegeben etwas lange und grundsätzliche Bitte, sie möge doch ihre Energie auf die Stärkung der Linken und nicht auf die Schwächung der SPD richten. Es sei billig, die Fallenden zu treten, um sich selbst als Gewinner zu präsentieren und so in Gemeinschaft der Vielen zu sein. Ich kann auch nicht gleich aufhören, schreibe noch eine Nachricht, verweise auf die Faschismusgefahr und warne vor Wiederholung der Fehler der Kommunisten in den 1930er Jahren, gegen die SPD zu streiten statt gegen den Faschismus. – All dies gedrängt auf dem geringen Platz, der bei Facebook üblich ist, und daher für mich auch ärgerlich, weil an Klarheit mangelnd. Sogleich folgt eine empörte Zurechtweisung durch einen anderen, was das denn jetzt sei, ob etwa hohe Politik oder die Kultur des *Arguments*, mit Andersdenkenden umzugehen? Mit diesem einen Satz hat er mich gekonnt aus der Anonymität der Schreibenden herausgezogen, allen als Beute vorgelegt durch Offenbarung, woher ich komme, gleichzeitig sich selbst als überlegen und wissend präsentiert, dass er Rosa Luxemburg kenne mit der Andeutung des Zitats über die Andersdenkenden, und sich schön saniert wieder von der Bühne begeben. – In dieser Nacht schlafe ich schlecht. Ich hole Rat bei meiner Tochter, eben derjenigen, die vor fast fünf Jahrzehnten das Wort vom *Deutschverhalten* fand, und sie, kundiger im Facebookverhalten als ich, rät mir dringend, mich da herauszunehmen, das könne ich nicht gewinnen, denn ein nachdenkliches Argumentieren gehöre nicht

in Facebook, zeige bloß, dass ich die Spielregeln nicht beherrsche. Die Regel sei, dass man möglichst originell Scheiße auf jemanden wirft und sich selbst dabei als glänzender Werfer präsentiert, alles andere sei deplatziert. Ich beschließe, ihrem Rat zu folgen, erlaube mir dennoch ein letztes Mal und antworte auf Facebook, dass ich unsere Mitarbeiterin nicht als anders, sondern als eine von uns gedacht habe und das Denken bei ihren Facebookbotschaften noch nicht gefunden habe. Seither herrscht Stille. Keiner antwortet mehr, und ich lerne vierterlei:

Ich kündige Facebook endgültig, eine Tat, die nicht vollkommen erfolgreich ist, weil ich nach wie vor jeden Tag von Facebook Nachrichten bekomme, wenn auch erheblich weniger, wer alles Geburtstag hat und wem etwas gefällt, die sich aber im Handumdrehen löschen lassen. Ich habe auch erfahren, dass dieses schwer erträgliche Kommunikationsverfahren bestens geeignet ist, die dümmsten Triebe in Menschen zu bestätigen und so weiter zu ihrer Verdummung beizutragen. Ferner habe ich gelernt, dass die Nahelegung sowohl in dem klugen Buch von Christoph Türcke als auch in meiner eigenen Annahme, dass dort bloß isolierte Individuen in einer narzisstischen Blase stecken und sich selbst dort fest einmauern und selbstgenügsam bleiben, eine Fiktion ist. Es ist ein soziales Medium, welches in seiner kurzen Lebenszeit immerhin schon drei Generationen in einer einzigen Familie versammeln kann und alle untereinander einer anderen Art von Überwachung aussetzt. Man wird beim Schreiben beobachtet, kontrolliert, stößt womöglich auf positives Echo und kann sogar auf Widerrede treffen, also diskutieren. So habe ich zudem erfahren, dass es nicht vollkommen unmöglich ist, gegen die Anstiftung zu unverantwortlichem Massenverhalten tatsächlich zu argumentieren. Eine andere Kultur in Facebook wäre möglich, wenn viele sich zusammenfänden würden und auf diesen Weg begeben. Sie ist nicht viel unwahrscheinlicher als Hoffnung auf eine Kampagne zu setzen, dass eine andere Welt nicht nur möglich, sondern auch gemeinsam zu erreichen ist. Auch Facebook ist kein Verhängnis und kein Schicksal, wenngleich der enorme Energieverbrauch, den diese weltweit erfolgreiche Praxis zeitigt, eher dazu auffordert, den kürzeren Weg eines Verbots im Namen des Überlebens von Menschen und Erde zu gehen.

Nachtrag

Diese Aussage am Schluss dieses Berichts erweist sich allerdings als außerordentlich naiv. Verdis Mitgliederzeitschrift *Verdi-publik* veröffentlichte (2/2020) ein Interview mit Prof. Dr. Christian Kreiß¹ über »Gekaufte Wissenschaft«. Dort heißt es: Letztes Jahr verkündete Facebook, dass der Konzern mit 7,5 Millionen \$ ein »Institut für Ethik in der künstlichen Intelligenz« an der Technischen Universität (TU) in München fördern würde. In dem geheimen Vertrag steht, dass der Institutedirektor Professor Christoph Lütge sein muss und ohne Zustimmung von Facebook

1 Kreiß lehrt Volkswirtschaft an der Hochschule Aalen. Seine Schwerpunkte sind Finanzierung und Wirtschaftspolitik. In seinen Büchern kritisiert er die Prämissen der neoliberalen Wirtschaftstheorie und ihre sozialpolitischen Folgen – z.B. in *Gekaufte Forschung: Wissenschaft im Dienst der Konzerne* (Europa Verlag 2020).

nicht abgesetzt werden darf. Lütge sei allerdings bekannt als ein fundamental marktapogetischer Ökonomievertreter. Kreiß zitiert ihn mit der Aussage, dass in einer Marktwirtschaft »die Bündelung von Macht systematisch verhindert wird«.

Man erinnere sich, am Anfang der Erfindung Facebook stand das ungestillte Verlangen eines Kontaktgestörten. Jetzt reißt die Kette des Unheils, das in der Seele der Menschen schlummert, nicht ab. Die Büchse der Pandora ist geöffnet. Am 14. Mai 2020 veröffentlichte die FAZ im Feuilleton einen Artikel von Fridtjof Küchemann, »Netzwerkopfer«. Es geht um große Geldsummen (bislang 52 Millionen USD), mit denen das Unternehmen sich an Behandlungskosten seiner Mitarbeiter auf die Klage von 11 250 Menschen in den USA zu beteiligen eingewilligt hat, die seit 2015 bei Facebook eben die Kontrolle ausüben, zu denen die Regierung das Unternehmen verpflichtet. Sie sichten die Nachrichten auf anstößige Inhalte, »die viertausendfach auf Fotos und Videos festgehaltenen und hochgeladenen Vergewaltigungen, Verstümmelungen, Schändungen, Folter und Mord«, und werden davon krank. Wer stand da jetzt vor dem Richterstuhl als Kläger oder Angeklagte, als Zeugen oder als Opfer? Die Mitarbeiter, die solche Videos zu löschen beauftragt waren, dies war ihre Mitarbeit. Die gesamte Öffentlichkeit? Wer ist das, gerichtet zu werden, dass es Menschen gibt, die diese Videos herstellen, und solche, denen es Befriedigung bereitet, sie anzusehen? Die Gesundheitsversorgung, die Kliniken, in dem Fall die Psychiatrie, die Ausbildung an den Universitäten? Die Schwierigkeit, in der Gesellschaft zurechtzukommen ohne wechselseitige Zerstörung? Die anderen Medien? Die Kette reißt nicht ab. Dieser Versuch, auf dem Rechtsweg Schuldige zu benennen und zu bestrafen, erinnert in seiner Erfolglosigkeit an einen Aspekt der Nürnberger Prozesse nach dem Sieg über Nazideutschland, die in anderer Hinsicht wichtige Bestandteile des Völkerrechts hinterlassen haben. Ich meine die Suche danach: Wer hat den Faschismus, den Nazismus in Deutschland hochkommen lassen oder zumindest nicht verhindert? Das gesamte Volk? Oder waren alle unschuldig bis auf die Wenigen ganz oben? Die Aufseher in den KZs? Woher kommen die Konzentrationslager? Die Fragen werden zugleich viel größer und enger, gehen in die Negation. Wer hat *nicht eingewilligt?* Steigern sich ins Doppelte: *nicht verhindert?*

Als ich in den 1950er Jahren zur Schule ging, galt ich als Kriegswaise, und alle waren selbstverständlich Kinder von Leuten, die sich unschuldig gaben. Unser Geschichtsunterricht stoppte aus Zeitmangel um 1900. Als die Väter der anderen aus den Gefangenschaften zurückkamen, träumte ich lange Zeit davon, dass es eines Tages auch für den unsrigen gälte (wir waren vier Geschwister). Ich wusste, dass er freiwillig in den Krieg gezogen war, so viel hatte unsere Mutter uns erzählt. Es gab ein Fotoalbum mit ihm in Uniform. Ich hielt edlere Motive immer noch für möglich. So wusste ich auch, dass ich mich eigentlich nicht wirklich mit dem Faschismus befasst hatte, nicht gefragt hatte, weil unsere Mutter Tag um Tag für das Überleben von uns gearbeitet und alle vier Kinder bis zur Universität gebracht hatte. Später dachte ich schon wieder selbstverständlich, sagte es sogar in einer öffentlichen Versammlung, dass wir alle Kinder von Nazis seien und dies noch nicht aufgearbeitet hätten. Man rückte merklich von mir ab. Mein Vater kam aus dem Ersten Russlandfeldzug nicht zurück. Später sagte meine Mutter, sie sei froh darüber gewesen.

Eingreifen

An welcher Stelle können wir eingreifen? Gewiss ist es zwar eine erfolgreiche, jedoch keine verantwortlich gute Idee, die Gesamtheit der Bevölkerung, so wie sie geworden ist, auf eine Weise wie Facebook umsonst zum urteilenden Massengespräch zu laden, ohne dass es die Weltgesellschaft als gewordene Gemeinschaft gibt. Die Geschichte der Menschheit, schreibt Rosa Luxemburg, »wimmelt von Heldenlegenden, von Großtaten einzelner, sie hält vom Ruhme weiser Könige, kühner Feldherren, verwegener Entdeckungsreisender, genialer Erfinder, heldenhafter Befreier. [...] Auf den ersten Blick ist alles Gute und Böse, das Glück wie die Not der Völker Werk einzelner Herrscher oder großer Männer. In Wirklichkeit sind es die Völker, die namenlosen Massen selbst, die ihr Schicksal, ihr Glück und ihr Wehe schaffen« (GW 4, 207). Sie wurde erschlagen.

Aber diese Massen bleiben ja nicht widerstandslos, in ihnen röhrt sich allseitiger Widerspruch. Tatsächlich haben wir in der Besichtigung von Facebook bislang weitgehend außer Acht gelassen, dass diese Institution ja nicht nur aus Technologie, Daten und anonymen Massen besteht, sondern selbst Tausende von Mitarbeitern hat, welche die gesamte Maschine am Laufen halten und deren viele nicht immer zu den Inhalten, die sie transportieren, schweigen werden. Paradigmatisch war der Protest tausender Facebook-Angestellter im Konflikt zwischen Trump und Twitter: Entgegen der Weisung ihres Chefs Zuckerberg weiter stillzuhalten, legten sie ihre Arbeit nieder, gingen auf die Straße. Vermittelt über alle Medien kennt inzwischen ein jeder Trumps Gewohnheit, mit ständigen beleidigenden Bemerkungen völlig ungeachtet ihres Wahrheitsgehalts selbst mit Einsatz des Militärs zu drohen, um in dieser Weise Politik zu machen. Die Omnipräsenz der sozialen Medien wie Facebook oder Twitter sorgt nicht nur für die blitzschnelle Verbreitung, sie können auch selbst ein Gegenstand von Aufklärung werden. So verkündet in der *New York Times* Roger McNamee, ein früher Kapitalgeber von Facebook: »Internetplattformen, die weltweit allgegenwärtig sind – wie etwa Facebook und Google – müssen sich immer mit der Macht arrangieren, einschließlich autoritärer Regimes. Facebook war ein entscheidendes Werkzeug für die Obrigkeit in Brasilien, den Philippinen, Cambodia und Myanmar. In den USA hat Facebook immerfort seine Regeln zugunsten von Trump geändert. Ebenso Twitter bis letzte Woche.« (1.6.2020)

Zurück auf Los

Spätestens an dieser Stelle hat unsere Frage nach der Änderung individuellen Verhaltens durch Facebook längst den Rahmen gesprengt. Der Gegenstand entfernte sich aus unserem sozialpsychologisch-pädagogischen Zugriff schon beim Eingreifen der Rechtsprechung wegen der Gesundheitsschäden, die der Umgang der Facebook-Mitarbeiter mit Gewaltvideos und ihrer Entfernung hervorrief, so weit, dass es nahelag, einen Gesundheitsschein für Facebook-Mitarbeiter einzuführen, wie man einen Führerschein zum Autofahren braucht. Angesichts der realen Schaukämpfe zwischen dem US-Präsidenten und Twitter verschwand die Frage nach

der das Verhalten der Einzelnen formierenden Kraft von Facebook vollends in die Sphären von Macht und Krieg, Gewalt und Kapital. Unerlöst drängt sie zur Weiterarbeit auf allen Ebenen.

Versuch, von Christoph Türcke zu lernen und ihm nicht zu verfallen

Der Titel seines neuen Buchs *Digitale Gefolgschaft. Auf dem Weg in eine neue Stammesgesellschaft*² verrät schon: Wir sind unterwegs zur kollektiven Rückentwicklung, durch das Hightech-Wort *Digital* erkennbar zugleich nach vorn gerissen. Es muss eine Folter werden. Das Ganze kann auch als Hightech-Umarbeitung und Erneuerung sowie Fundierung eines *Strukturwandels der Öffentlichkeit* gelesen werden, ohne sich dafür besonders mit Habermas selbst auseinanderzusetzen, sondern vor ihn zurückgehend noch einmal von vorn zu beginnen. Die Öffentlichkeit ist der umkämpfte Raum. Leitfaden seiner Darstellung ist: gleichzeitig mit der marxschen Perspektive der Vergesellschaftung der Produktionsmittel zu zeigen, wie sie begonnen und verstellt wurde. Türcke interessiert sich für das Liegengebliebene, das nicht Verfolgte, für das, was als Möglichkeit Geschichte bleibt. Dafür geht er zurück in die Anfänge der Menschheit und bietet als Leseweise eine Darstellung in den Kraftfeldern des abgeschlagenen Informellen und des siegreichen Formellen – der Formalisierung. Diese Anordnung erweist sich als produktiv: Man bewegt sich aus den Elendszonen des vormaligen Informellen bis in die Sehnsuchtsorte, »in denen man die Seele baumeln lassen kann« (15), in der Richtung der Entwicklung des gesellschaftlichen Produktionsprozesses.

Eingangs wird ein Licht geworfen auf die Gegenwart in den bekannten Schlagwörtern, die alle aus den Schlagzeilen der Presse kennen, und dies sogleich mit einem Marxspiegel betrachtet, der sich als etwas verrostet erweist. Die neue Welt aus Silicon Valley, der Wiege der mikroelektronischen Hochtechnologie, gebiert jobless growth, Wachstum ohne Jobs, was weder bei Marx noch bürgerlich vorgesehen sei. Computer ersparen Lohn und Lohnnebenkosten, Gewinne werden gemacht und gleichzeitig entstehen staatliche Krisen, weil weniger Lohnsteuer in die Kassen fließt. Ein zweiter Spiegel, durch den die Sichtweise ungewöhnlich erhellt wird, ist das sozialistische Experiment, die Einbeziehung der Systemkonkurrenz als Motor und als Erkenntnismittel für das verlorene Mögliche: »staatliche Dienstleistungen, die keinen Gewinn brachten, erschienen erstmals als Vergeudung von Gemeingut, gewissermaßen als Überbleibsel sozialistischer Misswirtschaft« (25). Als Phänomen umreißt er: »Noch nie gab es so viel individuelle Wahlmöglichkeiten wie innerhalb des digitalen Labyrinths, aber nirgends zeigt sich ein Ariadnefaden, der hinausführt. Nie gab es so viel Vereinzelung wie im digitalen Stammesgehäuse, aber nie trafen

2 München 2019; wegen der Aktualität der Diskussion um die Digitalisierung richteten wir eine neue Kolumne in der Zeitschrift ein und brachten in den Heften ab 2019 jeweils eine Seite mit einem Auszug aus seinem Buch.

sich so viele einzelne wie auf digitalen Plattformen. Plattformen sind die neuen sozialen Magneten: die Clanbildner im digitalen Stamm. Sie ziehen die herkömmlichen sozialen Bindungskräfte, die vorläufig noch Familien, Institutionen, Parteien, Verbände und Staaten zusammenhalten, in ein neues Kraftfeld globaler elektronischer Trennungs- und Ballungskräfte hinein [...] Es lässt neuartige, um sie [...] wimmelnde Kollektive entstehen, die sich wie Schwärme ausnehmen.« (13)

Türke zeigt, wie das *Informelle*, das von beruflichen, geschäftlichen Regeln und Förmlichkeiten Unbehelligte, freie Entfaltung in allen Lebenslagen, Springkräfte aller verfestigten Formen, energiegeladene Abstraktheit in die Zwänge des *Formalisierten* gepresst wurde und zeichnet zum Beleg im Eiltempo die Geschichte der Arbeit bis hin zur mikroelektronischen Revolution als einen Formalisierungsschub, der eine nie bekannte Informalisierung der gesamten Grundstruktur der westlichen Welt, bis hin zur Internetplattform wie einen verhängnisvoll stillgestellten Widerspruch in Gang setzte. »Solche Plattformen sind sowohl unüberwindbar weltoffen als auch Brutstätten höchst mysteriöser Kräfte – wie das Internet generell« (28). Es entwickelt sich mit atemberaubender Geschwindigkeit als die zentrale mediale Weltmacht, ein Formalisierungsunternehmen mit dem Resultat eines informellen Gebildes. Dieses Internet könne nicht als Ganzes reguliert werden, man könne nicht auf es verzichten: eine neue Form von Nicht-Regierbarkeit trete in die Welt, das *Informelle* bleibe nicht nur Sektor, nicht nur Begleiterscheinung laufender Formalisierungsprozesse, »es ist ein durch Formalisierung erzeugter Hightech-Dschungel. Jede neue Verlinkung, jedes neue digitale Format kann nur noch innerhalb dieses Dschungels entstehen – und verzweigt und verdichtet ihn ein bisschen mehr.« (30)

Zupackend erinnert er, dass die Nichtregierbarkeit in den sechziger Jahren gerade unter marxistischen Informatikern die Träume von einer neuen Menschheit entstehen ließ. Die Teleromantiker hielten sich für subversive Pioniere und trugen den freien Austausch als Geschäftsmodell auf dem Weltwirtschaftsforum in Davos vor: Die Suchmaschine, die der Datenfülle Herr werden konnte (31). Das Faszinierende an der Darstellung ist das Ineinander der Verfolgung der Hightech-Entwicklung, der sie treibenden Kräfte und ihrer Verbindung mit Geschäftsmodellen. Schwieriger wird es mit der dritten Verankerung seines Denkens in der Psychoanalyse, mit der er zugleich den Anfang des Phänomens Facebook begründet aus einem allgegenwärtigen Narzissmus und Voyeurismus, mit denen er die Folgen der Benutzerfreundlichkeit von Google für das Weltbild, für die politische Entwicklung, die in sich kreisende Sinnsuche durch die Praxis der Nutzer blockierend festschreibt. »Jeder kann mit der ganzen Breitenwirkung des Netzes bekunden, was er treibt [...] zur Verfolgung gemeinsamer Vorlieben [...] zu Freundeskreisen zusammentun [...]. Das verbindende Element ist der *Like Button*. [...] Je mehr jemand sein Sozialleben über Facebook führt, desto mehr umgibt er sich mit Meinungen, Einstellungen, Geschmäckern, Informationen, die er >mag<, desto weniger nimmt er andere noch wahr, desto eher schließt er sich in eine narzisstische Blase ein.« (36f)

Die knappen gelungenen Ausführungen über Facebook-Verhalten entsprechen so sehr eigener Erfahrung, dass man geneigt ist, die in der Beschreibung enthaltene Zumutung zu übersehen, sich das gesamte Leben als Produkt eben dieses Verhal-

tens vorstellen zu müssen. So auch die Suchmaschine Google und ihr Erfolg durch Erstellung von »Profilen«; Google konfiguriert das Profil jedes einzelnen nach den von ihm geäußerten Suchanfragen als Wünsche und Interessen. Es ist ein »digitales Wunschbild«, dieses wirke als »höhere, orientierende Instanz«, verblüffend ähnlich dem, was Sigmund Freud »Über-Ich« genannt hat. Nur dass Letzteres aus den verinnerlichten Regeln und Normen der Familie und Gesellschaft besteht, die das individuelle Trieb- und Wunschlügen eindämmen und sozialverträglich machen sollen. Das digitale Wunschbild hingegen veräußerlicht und verstärkt dieses Wunschlügen. Es ist das »Wunsch-Ich«, narzistisches Spiegelbild; die Suchergebnisse bereiten lediglich seine Wünsche, seinen Willen in mathematisierter marktfähiger Form auf und lullen ihn in seine Blase ein (vgl. 36f).

Er skizziert die Veränderung der Öffentlichkeit als einen Erdutsch von den Höhen einer hochentwickelten Form, in der nur gedruckt wurde, was nach einer Art Andacht, einer inneren Sammlung zu einer scharfen Durchdringung in begriffliche Fassung und ästhetische Form gebracht war. Da gab es Wächter und auch Zensur, aber in den Zeiten von Internet werde einfach die Banalität des Alltags ins Öffentliche gekippt, sodass jeder ein Dichter und Theoretiker zu sein meint. Öffentlichkeit, die Gemeinwesen war, werde im Dschungel von Informationen platt getreten bis zur Nichtexistenz. Dies geschehe dadurch, dass das Gemeinwesen ja Gegenwart und Perspektive war, ein Ziel, das durch die Arbeit aller erreicht werden sollte. Aber durch die unzensierte Verallgemeinerung alltäglicher Banalität werde die Grenze zwischen Informellem und Formellem aufgeweicht, ohne dass die kapitalistische Indienstnahme durch eine andere Vergesellschaftung erreicht wäre: die Grenze wurde durchschnitten oder zerschnitten, gelöscht, indem alles zur vereinzelten Unwichtigkeit verdampfe.

Umgang mit Widersprüchen

Virtuos beherrscht Türcke die Kunst, Paradoxien und Widersprüche als Erkenntnisträger zu nutzen und zugleich in biblischen Worten das Banale zu sprechen: »Nur in der Rolle des dienstbaren Geistes vermag Google zu herrschen.« Seine Nutzer »erteilen Suchbefehle, *Ihr* Wille geschieht. Sie sind die Herren [...] in extremem Maße Knechte. Sie hängen am Tropf der Suchmaschine wie Alkoholiker an der Flasche.« Sie würden weder »politisch, religiös oder ökonomisch indoktriniert. Google interessiert sich nicht für Inhalte. [...] Google bietet Produkte und Ansichten, die so sehr ›seine‹ sind, dass er sich kaum mehr eigens für sie entscheiden muss.« (39) Mit solchen Wendungen lässt Türcke alte Begriffe wie Herrschaft und Unterdrückung untauglich werden, die neuen Verhältnisse zu erfassen, denn die Nutzer würden nicht geknechtet, sondern angesaugt und abhängiger als durch jede politisch militärische Gewalt. »Sie beschneiden ihr Wunschlügen nicht. Sie entfesseln es algorithmisch in eine bestimmte Richtung.« (40) Die notwendige Kritik an den Zitier-Kartellen, am »Ranking« und den Beurteilungsweisen über Forschungen und wissenschaftliche Texte, die über Laufbahnen und Erfolg entscheiden, verhält sich kritisch zur Entwicklung der Universitäten und des Wissenschaftsbetriebs und beide, das Verhalten der

gesellschaftlich regulierenden Kräfte ebenso wie das der vielen, die als Facebookfreunde (der diffuse informelle Schwarm) das Internet benutzen, erscheinen auf der gleichen Ebene als Verhängnis, aus dem kein Entkommen mehr möglich scheint. Jeder werde ohne Qualifikationsnachweis Mitglied einer öffentlichen Jury (122), müsse sich für seine Urteile vor niemandem verantworten, wenn er durch Mausklick Likes und Nichtlikes vergabe. Es brauche ein Reizwort, und er schaffe sich etwa durch Facebook Gelegenheit, die Reizworte zu vervielfältigen und im Handumdrehen in einen *Shitstorm* zu verwandeln (123): »Reizworte und Bilder mobilisieren einen archaischen Mechanismus. Sie geben gärenden Gefühlslagen eine gemeinschaftsstiftende Verkörperung, ein kollektives Abfuhrobjekt [...] hochtechnologisch dereguliert« (124). Als besonderes Verhängnis sieht Türcke, dass die Gegenöffentlichkeit in genau dem Medium »Zuflucht findet, worin die Unterscheidung von Öffentlichkeit und Gegenöffentlichkeit gegenstandslos wird, weil ihr schlechterdings alles öffentlich ist, was durch ein paar Tastenanschläge und Mausklicks einmal hineingeraten ist« (142), denn die täglichen Milliarden von Botschaften mit der unbeschränkten Meinungsfreiheit lassen praktisch die Gegenöffentlichkeit ortlos (144) werden, weil sie ausgerechnet dort sich ansiedelt, wo es keinen Ort gibt. Jede Kampagne übers Netz, in der geschwind Empörungsschwärme zusammengezogen werden, »hintertriebt zugleich, dass daraus dauerhafte soziale Gebilde mit verbindlichen Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten werden, sie bleiben »Strohfeuer« (148). Es geschehe eine Rückannäherung des Marktes an die Planwirtschaft gleichsam von hinten. Der Plan ist der Kundenbedarf ohne Unwägbarkeiten des Marktes. Es gibt kein Risiko, keine Fehlinvestition, keine Über- oder Unterproduktion, keine Lagerung, keine Verramschung, keine Verschrottung. Seine paradoxe Schlussfolgerung: »der Markt ist so perfekt, dass er aufhört Markt zu sein« (162).

Google etwa muss nicht Autokonzerne aufkaufen, denn nicht mehr der physische Träger, sondern die Koordinatoren von Zugang und Nutzung seien die Gewinner, also die Plattformen (165). Türcke entziffert diese Plattformökonomie als eine, die immer mehr Staatsgeschäfte übernehme bis in die Felder von Transport und Verkehr, medizinischer Versorgung, Kliniken und Gefängnissen, Versicherungen, Therapien, Haushaltswaren, Lebensmittel, ganze Ministerien bis hin zur Geldschöpfung. Auch diese Perspektive nutzt er, um die Geschichte der Münzprägung bis zur Banknote kurz gefasst zu erzählen (176). Ebenso wird die im Titel angekündigte *Gefolgschaft* wortgeschichtlich entziffert. Sie komme »aus vormodernen Stammes- und Sakralverhältnissen, wo ›Folgen‹ die andere Seite von ›Befehlen‹ war und es noch keine klaren Unterschiede gab zwischen der Folge, die einem Stammeshäuptling, im Stammskult oder einer Stammesgottheit geleistet wurde. Follower waren die Gefolgsleute, auf die sakrale oder militärische Führer sich im Ernstfall verlassen konnten. Folc (Volk), das war die Schar, die zusammenströmte, wenn der ›Slogan‹ (sluagh gairm = Volk-Ruf, Sammelruf, Schlachtruf) ertönte« (182). Plattformen hätten diese Wirkung auf hochtechnologische Weise durch millionenfache *likes* (182).

Allerdings sind die solcherart unterstellten Menschen als Schwarm und Herde auch Produkt einer verdoppelnden Schreibweise, die gekonnt die Phänomene vorführt unter den Bedingungen der Vergesellschaftung unter der Herrschaft

des Kapitals. Türcke sucht nirgends nach Alternativen, nicht, ob man Google mit allen so genau vorgestellten Dimensionen auch anders nutzen kann – wie etwa der weltweite *Frauenstreik*, der ein Systemstreik war im März 2019, und später die Schülerbewegung für andere Umwelt *kids for future* zeigen mit Fragen, die die gesamte Menschheit betreffen. Sein eigenes fatalistisches Menschenbild zehrt von der Verankerung in der Psychoanalyse. So erklärt er, »dass der Abzug von psychischen Energien, mit denen ein geschätztes Objekt besetzt war, kein reibungslos schmerzfreier Prozess ist [...] Objekte kollektiver Identifizierung hinterlassen, wenn sie verloren gehen, Entbehungsgefühle. Aus ihnen speist sich der neue Nationalismus«, getragen nicht nur von enttäuschten Sozialdemokraten und Sozialisten, sondern auch all denen, »die nach einem Kontra- und Haltepunkt gegen die Suchtwirkung der digitalen Welt suchen, die sich also ausgesetzt fühlen, ohne zu wissen, wie ihnen geschieht« (193). Die Standards der direkten Teilhabe, die Google und Facebook gesetzt haben, befähigten die Arbeit von Demagogen, eben weil sie eine neue Direktheit zwischen Volk und dem Präsidenten versprechen. Auf diese Weise erfahre der neue Nationalismus ein Echo, das sich aus den Schwärmen auf den Plattformen nähre mit einer Gefühlslage von AFD-Wählern und Trump-Anhängern (196f). Türcke signalisiert seine Nähe zur frühen kritischen Theorie, indem er den Satz von Horkheimer, wer vom Faschismus rede, dürfe über den Kapitalismus nicht schweigen, zeitgemäß umwandelt in wer von Populismus spreche, dürfe über die Deregulierung nicht schweigen (197). Trotz des durchgehenden Ausweises einer immer auswegloseren Verstrickung ist das Buch nicht nur mit wachsender Verzweiflung, sondern auch mit großem Gewinn zu lesen, weil in jedem Kapitel eine knappe historisch-kritische, auch politökonomische Darstellung zum jeweiligen Gegenstand eingeschlossen ist. So erfährt man Daten zu den physischen Grundlagen des Internet, Millionen Kilometer Glasfaserkabel, die Empfangsgeräte und ihren Rohstoffverbrauch, die Rechenzentren und ihren Stromverbrauch (151); die Notwendigkeit für mittlere Unternehmen, sich einen Speicherplatz in einer cloud zu mieten, und der Bedarf bei der Entwicklung künstlicher Intelligenz bedeuten: »das Internet wächst zu einem der größten Energiefresser der Welt heran«, die großen Bodenstationen arbeiten dem »ökologischen Kollaps« zu (151). Er deutet einen möglichen Eingriff in die Katastrophe an, da sie bislang wesentlich bloß aus Gewohnheiten sich speise.

Als neue Art von Vereindlung fasst er das neue Prekarariat: »hungernde Müllsammler und Straßenhändler«, nicht fest angestellte Wissenschaftler, Touristenführer, Nachhilfeunterrichtgeber, Taxifahrer, Personal in Kaufhäusern und Supermärkten unbefristet mit einer Mindeststundenzahl und der Auflage das Doppelte zu leisten, während die Sozialleistungen an der Mindeststundenzahl bemessen sind (45), während feststrukturierte Arbeitsverhältnisse Überbleibsel und Rückstände wie eine Gärungsmasse in steter Bewegung blieben (47).

Im Schnelldurchlauf erklärt Türcke die Gegenwart aus der Geschichte des Kolonialismus und der folgenden Dekolonialisierung. Er analysiert, dass die Einsetzung der bürgerlichen Verwaltung mit den Tugenden und Errungenschaften der französischen Revolution in Ländern, in denen feudale Abhängigkeiten – Stamm, Klans, Familien – herrschen, diese Völker zu unterwerfen und dann den republikanischen

Geist überzustülpen, dazu führte, dass nicht der republikanische Geist, sondern »die bürgerliche Staatsform« als »effizientes Mittel imperialer Verwaltung« funktionierte mit folgendem Resultat: »Die Neuauftteilung des zerfallenen osmanischen Reiches nach dem Ersten Weltkrieg unter der Regie der beiden größten Kolonialmächte, England und Frankreich, sorgte dafür, dass das Volk der Kurden heute auf die Türkei, Syrien, den Irak und den Iran verteilt ist und schon deshalb die ganze Region nicht aufhört, ein Unruheherd zu sein.« (54) Als Ausgangspunkt dieser Dekolonialisierung behauptet er, dass die USA Ende der vierziger Jahre ihren expandierenden Wirtschaftsverkehr ausdehnen wollten, aber keine Kolonien hatten, sodass unter ihrem Druck die Dekolonialisierung als Entlassung in die politische Selbstständigkeit vorangetrieben wurde. So erklärt er die Flüchtlingskrise: aus der »Mitverantwortlichkeit Europas als Nachwirkungen des republikanischen Kolonialismus, zerfallende europäisierte Nationalstaaten, aus denen sich Millionen Flüchtlinge ausgerechnet jenem Europa zuwenden, aus dem diese Staatsform einst zu ihnen exportiert wurde. Als Exportgut war sie eine vergiftete Gabe, in ihren Ursprungsländern hingegen ein Segen – erkämpft und gefestigt von einem breiten und vielfältigen Bürgertum« (58).

Unter der Überschrift *Neue Lernkultur* entziffert er als Bausteine den Internetausbau und die Formalisierung von Lehrplänen in den 1990er Jahren, in denen nicht mehr ein Sachpensum vermittelt wurde sondern »Kompetenz«, also nicht mehr die Grundlagen für die Rechenarten und nicht mehr die literarischen Formen, sondern es gehe um abrufbares Wissen, das überprüfbar sein soll. Türcke beschreibt das als »verspäteten Taylorismus des Bildungswesens« (62). Die Kompetenzvermesser haben den *Workflow* eingeführt, Berechnung der Arbeitszeit, die für die Erledigung bestimmter Aufgaben (Verstehendes Lesen eines Textes, Lösung einer Gleichung, Anfertigung einer schriftlichen Arbeit etc.) ausreichen soll. Sachverhalten wird ein Zeitbudget zugeteilt. Sachverhalte müssen »budgetkonform« sein. Dabei sei das Ziel die Angleichung von Menschen an Maschinen. Seine Diagnose: »die Komposition herkömmlicher Produktions- und Dienstleistungsbetriebe zu Plattformen; die weltweite Dekolonialisierung; die neue Lernkultur; das sind 3 Phänomene, die derzeit einen rasanten Synergieeffekt entwickeln [...] Die demokratische Öffentlichkeit« wird bald am Ende sein (71). In diesem Gemälde einer stets dichter werdenden Verstrickung und Preisgabe bleibt für eine Widerspruchsanalyse lediglich die Tröstung, dass es die herrschende soziale Ordnung sei, die verhindere, dass die neuen technischen Errungenschaften allen gemeinschaftlich zugutekommen, dass zum Beispiel die öffentlichen Medien, die Regierungschefs verpflichten, Tätigkeitsberichte zu geben und Antworten auf Fragen der Regierten, aber nicht die von Brecht erhoffte Entfesselung der Eigendynamik des Rundfunks als Anstiftung zur Umwälzung geschehe, sondern die öffentlichen Angelegenheiten verlören sich in der Menge der Sendungen und Sender, sodass sie »bis zur Konturlosigkeit verschwimmen« (77). Alle Hoffnungen auf die Belebung der Demokratie durch so etwas wie *Facebook* scheitern an der Banalität der ungefilterten Alltagsäußerungen. An dieser Stelle geht Türcke zurück und fordert, dass wahre Öffentlichkeit, relevante Versammlung eine Unterbrechung des Alltags und deshalb eine gewisse Feierlichkeit brauche, in der das Allgemeine, das Wohl und Wehe des Ganzen zur Verhandlung steht (87). Er vergleicht die zu rettende

Öffentlichkeit mit der Haltung, die einer einnimmt, der etwas für den Druck schreibt, also kritisch prüft. In diesem Spannungsbogen zwischen Innehalten und Andacht und »Abstumpfung durch Dauerreizung« und Sensationen malt er sein pessimistisches Bild der Möglichkeit, auch akademische Lehre am Bildschirm zu vollziehen, der Weise, mit wissenschaftlichen Texten über Suchmaschinen und auf einem Sprachniveau vorzugehen, indem er den neuen Studenten als Überflieger, als beständig auf dem kapitalistischen Markt herumschweifend (skimmend), ohne Aufmerksamkeit skizziert, während seine emotionale Beteiligung zu per Mausklick in die Texte zu streuende Emojis verkomme und dabei die Versprachlichung von Gefühlen erspare – dies sei Sprachverrohung zu Hightech-Konditionen (106). Zugleich sei das Auftreten in der Öffentlichkeit Existenzbeweis, wer nicht wahrgenommen werde, sei eigentlich nicht mehr da. In diesem Kontext nennt er diesen direkten Zugang zur Öffentlichkeit durch die neuen Medien, also die Überflüssigkeit von Repräsentanten und ihre Ersetzung durch Aktionen ein »Partisanentum von ganz oben«, das es erschwere, Subversion und Herrschaft auseinanderzuhalten (118).

Türkes eigene Perspektive gerät angesichts der enormen Arbeit der Rekonstruktion des historischen Prozesses um Arbeit relativ bescheiden. Er prophezeit ein Ende der kapitalistischen Produktionsweise, weil deren Basis, das Privateigentum an Produktionsmitteln, was man ständig nach der Pfeife dauernder Gewinnmaximierung tanzen lässt, anders verlaufe als von Marx gedacht: Nicht durch Enteignung, sondern durch Inflation führe die dezentrale und unreglementierte Steuerung zur hochtechnologischen Wiederherstellung von etwas sehr Altem: der Selbstversorgung (128). Unbrauchbar würden die Kategorien *Lohnarbeit* und *arbeitslos*, an ihre Stelle träten *Raubdruck* und *Open Source*, ein Schwarzmarkt als Humusboden, auf dem die neue Technologie wuchern und sich zu einer gesellschaftlichen Produktionsweise verzweigen könne (230). Über den Kapitalismus hinaus ginge es also »nicht durch Enteignung, sondern durch Zueignung, nicht durch Kollektivierung, sondern durch dezentrales Vordringen hochtechnologischer, erschwinglicher *Personal Producer* über Markt, Schwarzmarkt, Selbstkopie und Open Source Bewegung in alle Poren der Gesellschaft« (233f). – Im Unterschied zur bisherigen Produktionsweise, in der Selbstversorger eine Art Hobby waren, wären diese Hobbies Bestandteil einer neuen Produktionsweise, »eine umfassende Reruralisierung« (243). Seine revolutionäre Realpolitik zielt auf eine Gesellschaft ohne Wachstumszwang, in ländlicher Entspannung, nicht in die Inklusion in den digitalen Stamm. Und konkret: Reduktion der Computerarbeit, Handyverbot an Schulen, nein zur Schulcloud, zur Software »Allgemeinmediziner«, zur Abschaffung des öffentlichen Rundfunks, keine Inklusion in den digitalen Stamm, in die digitale Hölle. Eine Utopie könne man nicht in Netzkategorien denken, nicht als Dauerkontakt, sondern nur in einer »unaufgeeregten, überschaubaren Umgebung, wo Landschaft, Dinge, Gerüche, Geräusche, Wind und Licht vertraut sind, und wo man Menschen verbunden ist, mit denen man eine gemeinsame Atmosphäre atmet und ungleich mehr teilt als Dateien« (243). Dies bezeichnet er als humanen Umkehrprozess, Musik, Neubesinnung in Erziehung, Bildung, Dienstleistung und Pflege, wo Beschleunigung nicht nötig, Zeit nicht mehr Geld ist. Dies ist seine Vorstellung von Postkapitalismus (238).